



Es sind manchmal wenige Worte, die sich wie ein Widerhaken ins Gedächtnis setzen.

„Diejenigen, die die Macht haben, Kriege auszulösen, sollen den Frieden wählen.“

Ein Satz, gesprochen auf dem Petersplatz, getragen über die Dächer Roms hinaus, hinein in eine Welt, die sich an den Lärm der Waffen gewöhnt hat – schon zu sehr.

Papst Léon XIV hat seine erste Osterbotschaft nicht als frommes Ritual inszeniert, sondern als Intervention. Kein sanftes Wiegenlied der Hoffnung, kein bloßes Beschwören von Licht und Auferstehung. Stattdessen eine Zumutung. Eine klare, beinahe schneidende Erinnerung daran, dass Krieg kein Naturereignis ist, sondern eine Entscheidung. Und dass jede Entscheidung einen Urheber hat.

Man spürt sofort: Hier spricht einer, der nicht nur trösten will.

Der neue Pontifex verzichtet auf das übliche Vokabular, das an hohen Feiertagen oft wie ein vertrautes Möbelstück wirkt – schön, aber erwartbar. Stattdessen verschiebt er den Ton. Ostern wird zur Gewissensrede, zur moralischen Standortbestimmung in einer Zeit, in der politische Rhetorik wieder von Stärke, Abschreckung und Durchsetzung geprägt ist.

Und ganz ehrlich – das fällt auf.

Schon in der Osternacht hatte Léon XIV davor gewarnt, dass die Welt gegenüber Gewalt abstumpft. Diese Diagnose ist keine abstrakte Beobachtung, sondern eine Beschreibung unserer Gegenwart. Bilder von zerstörten Städten, von Flüchtlingsströmen, von Frontlinien – sie flimmern täglich über Bildschirme, werden kommentiert, analysiert, eingeordnet. Und dann? Scrollt man weiter.

Der Papst legt den Finger genau in diese Wunde.

Am Ostersonntag verdichtet er seine Botschaft. Wer Waffen trägt, soll sie niederlegen. Wer Entscheidungen über Krieg trifft, soll sich für den Frieden entscheiden. Kein Konjunktiv, kein vorsichtiges Abwägen. Ein Imperativ, der nicht diskutiert, sondern fordert.

Bemerkenswert bleibt dabei nicht nur, was er sagt, sondern wie er es sagt.

Léon XIV nennt keine Konflikte beim Namen. Kein Verweis auf konkrete Regionen, keine Aufzählung von Krisenherden. Und doch ist jedem klar, worauf seine Worte zielen. Gerade diese Abstraktion verleiht seiner Botschaft eine eigentümliche Schärfe. Sie lässt sich nicht auf



einen einzelnen Krieg reduzieren, nicht politisch einhegen oder relativieren.

Sie gilt überall.

Das ist rhetorisch klug – und strategisch noch mehr. Denn indem der Papst keine Einzelfälle benennt, entzieht er sich der Logik politischer Lagerbildung. Er spricht nicht als Kommentator eines Konflikts, sondern als moralische Instanz, die sich über die konkrete Situation erhebt, ohne sie aus dem Blick zu verlieren.

Ein Balanceakt, der selten gelingt.

Für den Vatikan markiert diese Osterbotschaft mehr als einen festlichen Höhepunkt. Sie setzt den Ton für ein Pontifikat, das offenbar nicht gewillt ist, sich in wohlklingender Unverbindlichkeit einzurichten. Léon XIV, der erste Papst aus den Vereinigten Staaten, bringt eine neue Direktheit mit. Eine Sprache, die weniger pastoral umkreist als vielmehr zuspitzt.

Das hat Konsequenzen.

Denn plötzlich stehen nicht nur die Opfer von Kriegen im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern auch jene, die sie verantworten. Die politischen Entscheider, die Strategen, die Machthaber. Der Papst verschiebt den Fokus – weg von der bloßen Beschreibung von Leid, hin zur Frage nach Verantwortung.

Das ist unbequem.

Und genau darin liegt die eigentliche Kraft dieser Botschaft. Während viele politische Reden sich in diplomatischen Formeln verlieren, formuliert Léon XIV eine klare Gegenüberstellung: Hier die Macht, Kriege zu entfachen. Dort die Pflicht, Frieden zu wählen.

Fast schon radikal in ihrer Einfachheit.

Er entwirft damit so etwas wie eine moralische Gegenelite. Eine Vorstellung von Größe, die sich nicht in militärischer Entschlossenheit misst, sondern in der Fähigkeit zum Verzicht. In einer Welt, in der Durchsetzungsfähigkeit oft als höchste Tugend gilt, wirkt diese Perspektive beinahe aus der Zeit gefallen.

Und ist vielleicht gerade deshalb so notwendig.

Der Rahmen dieser Worte verstärkt ihre Wirkung noch. Es ist die erste Osterfeier dieses



Papstes, ein Moment maximaler Aufmerksamkeit. Millionen blicken nach Rom, erwarten Orientierung, vielleicht auch Trost. Léon XIV liefert beides – aber anders, als man es gewohnt ist.

Er verbindet seine Botschaft zudem mit konkretem Handeln. Eine Gebetsvigil für den Frieden, angekündigt für die Tage nach Ostern, signalisiert: Diese Worte sollen nicht verhallen. Sie sind Auftakt, nicht Abschluss.

Natürlich bleibt die Frage nach der Wirkung.

Kritiker mögen einwenden, dass päpstliche Appelle selten unmittelbare politische Konsequenzen nach sich ziehen. Kein Krieg endet, weil ein Papst spricht. Das stimmt. Und doch greift diese Sicht zu kurz. Denn solche Botschaften zielen nicht auf den schnellen Effekt, sondern auf die langfristige Verschiebung von Perspektiven.

Sie verändern das Klima, in dem Entscheidungen getroffen werden.

Léon XIV erinnert daran, dass Krieg nicht unausweichlich ist. Dass hinter jeder Eskalation eine Wahl steht. Und dass diese Wahl auch anders getroffen werden könnte. Das ist keine naive Hoffnung, sondern eine nüchterne Feststellung – fast schon banal, möchte man sagen.

Aber genau darin liegt ihre Sprengkraft.

Für ein europäisches Publikum entfaltet diese Botschaft eine besondere Resonanz. Der Papst beschreibt Frieden nicht als harmonisches Ideal, sondern als Ergebnis von Dialog – ohne Zwang, ohne Unterwerfung. Damit grenzt er sich gleich doppelt ab: gegen die rohe Gewalt ebenso wie gegen einen Frieden, der lediglich die Sprache der Sieger spricht.

Ein Frieden, der aufgezwungen wird, ist keiner.

Dieser Gedanke trifft einen Nerv. Gerade in einer Zeit, in der politische Debatten oft zwischen den Polen von Härte und Nachgiebigkeit oszillieren, eröffnet Léon XIV eine dritte Perspektive. Eine, die weder Kapitulation noch Dominanz akzeptiert, sondern auf Begegnung setzt.

Das klingt anspruchsvoll.

Und ist es auch.

Am Ende bleibt dieser eine Satz, der über dem gesamten Osterfest steht. Kurz, prägnant,



anschlussfähig. Eine Formel, die sich leicht zitieren lässt – und schwer umzusetzen ist. Vielleicht ist genau das ihre Stärke. Sie fordert heraus, ohne sich aufzudrängen. Sie bleibt im Raum, wirkt nach.

Und lässt einen nicht ganz los.

Von Andreas M. Brucker